

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 34.

Dinstag den 25. April.

1848.

B u r

allerhöchsten Geburtsfeier

Sr. K. K. apostolischen Majestät,

unser

glorreichen constitutionellen Kaisers,

F R E D R I C H W I L H E L M A U G U S T

Gefeiert am 25. April 1848.



Dreizehn Jahre ruhte friedlich Oestreichs Scepter in der Hand,
Die durch milde Güte Segen streute rings von Land zu Land;
Denn Dein Wille, edler Kaiser, war: Dein Volk beglückt zu seh'n,
Mochten Dich auch falsche Rätbe, einer Mauer gleich, umseh'n.

Ueber diese hohe Mauer, die zerfallen ist in Schutt,
Und im gähnen Sturz sich leider röthete mit Bürgerblut —
Ueber diesen mächt'gen Zwinger schwang sich hoch der Strahlenball
Deiner Gnade, Deiner Milde, wärmend, leuchtend überall.

Nun — die Festung liegt zertrümmert, die Dich, Herr! dem Volk verbarg,
Deinem treuen Volk von Oestreich, das so bieder, das so stark;
Eines Wortes nur bedurft' es, des gewicht'gen Wortes: „Frei!“
Und dieß Wort — Du hast's gesprochen — und die Schranke brach entzwei.

Garbenreich und golbig woget nun der Sprache weites Feld,
Und Du selbst, Herr! bist der Säemann, der dieß herrlich' Feld bestellt;
Deines wackern Volkes Stimme bringt nun frei zu Deinem Ohr,
Und der Hohe, wie der Nied're, blickt nun frei zu Dir empor.

Herr! wie mögen all' die Jahre, die Du als Regent verlebte,
Messen sich mit dem Momente, der Dir heut vor Augen schwebt? —
Kann denn etwas mehr entzücken, als des freien Volkes Ruf:
„Heil dem größten aller Kaiser, der die Freiheit uns erschuf?“ —

Nein! — So viele Dank-Altäre, als Dein Volk Dir heut erbaut,
Hat Dein frommes Fürstenaug' nie im Leben noch geschaut;
Und der Ruf so heißer Wünsche und Gebete für Dein Wohl
Aus so über vollen Herzen, trau'n! noch nie zum Himmel scholl. —

Drum auch muß es Dich erfreuen, muß ergreifen Dir Dein Herz,
Sei es auch ob der Lombarden tief bewegt vom Vaterschmerz;
Und der glorreiche Geburtstag, dessen wir uns heut' erfreu'n,
Muß vor allen den verfloß'nen, Herr! doch wohl Dein schönster seyn! —

Leopold Kordeßch.

Der letzte Templer in Krain.

Vaterländische Erzählung aus dem 13. Jahrhunderte von J. Dabnigg.

— Versucht sey Deine Heimlichkeit.

Die all' dieß Gräßliche verschuldet! —

„Braut von Messina.“

Still war es und öde auf den Straßen. Die Bewohner der Stadt Laibach waren beinahe alle ausgezogen, um den Einzug der Templer, unter Anführung ihres Großcomthurs, Roberto de la Torre, zu sehen. So wie das Volk beinahe 70 Jahre früher staunend den Templern nachgaffte, als sie wegen ihrer verschiedenen Vergehungen aus Laibach verjagt wurden, so leicht nahm es die Rückgekehrten jetzt wieder auf; eine Schwäche, die zu allen Zeiten den Völkern eigen war.

König Ottokar war Herr von Kärnten und Krain geworden. Ersteres gelangte an ihn durch Kauf und das Zweite eignete er sich durch das Glück der Waffen zu. In diesen Kriegen erwiesen die Templer dem herrschsüchtigen Könige wesentliche Dienste, wodurch er sich bewogen fand, ihnen wieder den Sitz in Laibach zu bewilligen, wo sie auf der südöstlichen Seite der Stadt viele Unterthanen, und zerstreut im Lande umher mehrere Grundstücke ehemals besaßen, in deren Besitz sie nun wieder als unumschränkte Herren gesetzt wurden.

Trunken vom Glücke und im Bewußtseyn der königlichen Huld und Gnade ritt stolz Roberto de la Torre an der Spitze seiner Ritter und Knappen. Die abgetheilten Reihen zeigten die verschiedenen Zungen seines Gefolges an, welches dem entgegen jauchzenden Volke kaum mit nachlässigen Blicken dankte.

Wie ganz anders waren jetzt die Gesinnungen der Templer! Demuth, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe, einst die schönsten Eigenschaften der Brüder, als ihrer Zwei noch auf einem Rosse in den Krieg reiten mußten, war verschwunden, und Hohn und Herrschsucht, ein unbegrenzter Durst nach Reichthum, ein Streben nach unerlaubter Lust lag jetzt in allen ihren Zügen. Jacob von Molay war nicht mehr, und die Wurzeln des Stammes arteten nach Willkür aus und sogen regellos am Marke der Länder!

Diese Veränderung merkten wohl alle Anwesenden, besonders als der Zug bei den Ersten der Stadt und des Landes ankam. Freundlich neigten diese vor den Fremdlingen ihre Häupter, warfen ihnen Willkommensgrüße zu, doch unbeachtet sprengte der Großcomthur mit seinem bestaubten Gefolge an ihnen vorbei und ritt durch das Stadthor in vollem Uebermuthes seinem Hofe zu.

Schweigend zog Alles zur Stadt zurück. Wohl gab es hier und da Einige, welche unter bedenklichem Achselzucken viel Unerwartetes ahnen wollten, doch die Macht der Rothbekreuzten fürchtend, schwiegen sie.

Die Zeiten wechselten. Kaiser Rudolph's immer wachsende Macht erschütterte die Grundfesten des böhmischen Herrschers. Ein Land nach dem andern suchte von Ottokar abzufallen, auch Krain sehnte sich nach einem bessern Loose, nachdem es die Drangsale einer Tyrannenmacht so lange geduldig getragen.

In dem Rathssaale saß am obersten Plage der Bürgermeister und Richter der Stadt. Ihm zunächst an jeder Seite sechs Räte in ihren weiten, purpurnen Kleidern, bedeckt mit den Mützen von rothem Sammet — ein Vorrecht noch, wie man glaubt, aus den Zeiten der einst so mächtigen und ahnsehnlichen Stadt Nemona — und ringsherum im viereckigen, mit vielem Tafelwerk und verschiedenen Gemälden gezierten Saale 24 Personen des äußeren Rathes in schwarzen Talaren, mit großen, aufgepauschten und in künstliche Falten gelegten Hemdkrausen, in schwarzen Strümpfen und Schuhen, auf wels' letzteren unproportionirte Maschen von weißer Farbe befestigt waren. Den Hintergrund füllten hundert Männer als Repräsentanten der Gemeinden aus.

Doch eher noch, als der Vortrag geendet war, in welchem es sich um ein besseres Wohl des Landes handelte, öffnete sich des Rathssaales Pforte und herein strömten einige bewaffnete Soldner der Templer.

„Wer wagt hier Rath zu halten?“ rief Bernhard von Bernegg, ein Anführer der Templer, dem versammelten Stadtrathe zu. „Am heiligen Jacobi-Tage sind Versammlungen dieser Art zu halten; warum heute? läßt der Großcomthur fragen und euch sagen, daß in dieser Stadt und in diesem Lande, nächst König Ottokar, nur wir und sonst Niemand Herr sey.“

„Hunderte von Jahren sind verfloßen, und unbeirrt hielten wir unsere Versammlungen und unsere alten Satzungen,“ entgegnete ruhig und würdevoll der Bürgermeister und Stadtrichter. „Woher die Macht, auf diese Art unsere alten Gebräuche zu stören, fragen wir euch, ohne unsern Willen uns aufgedrungene Fremdlinge?“

Diese Ruhe und diese männliche Antwort, auf welche Bernegg nicht gefaßt war, machte ihn ziemlich verlegen, noch mehr, als er sich von den hundert Männern, welche im Hintergrunde standen, und nicht eben die freundlichsten Mienen machten, immer enger eingeschlossen sah.

„Die Würde eures heiligen Kreuzes — es ist das Beste, was ihr traget — diese allein schützt euch, daß wir nicht die Sturmglocke läuten und euch so auspeitschen lassen, wie unsere ehrwürdigen Vorgänger im Jahre 1200 am 12. August es euch gethan hatten,“ sagte der Oberste des Rathes und wies ernst gebietend mit seiner Hand nach des Saales Pforte, die angelweit offen stand, ohne seine Stellung im mindesten zu verändern.

Bernhard von Bernegg biß sich höhnisch lächelnd in die Lippen, und indem er sich langsam zurück zog, sagte er, unter den gewaltigen Thürpfosten stehend: „Wir wollen sehen, wer zuletzt lacht,“ und ging mit seinem Gefolge postend die Treppen des Rathhauses hinab.

„Unsere Versammlung sey heute aufgehoben,“ nahm nach einiger Zeit der ernstgestimmte Bürgermeister das Wort, und die Versammelten überblickend, sagte er: „Laßt uns hinfert vor diesen Wivern auf unserer Huth seyn, ich ahne einen Anschlag;“ stand majestätisch auf, strich sich seinen langen Silberbart und zog mit dem ganzen Rathe von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deputation auf Stelzen.

Historische Novelle nach Collin de Plancy.

(Schluß.)

Während der Graf von Loos die Thore mit seinen Mannen besetzte, zankten sich die Anführer des Aufstandes auf dem Stadthause über die beste Art, wie dem Grafen ein Generalpardon und zugleich die Abstellung der Beschwerdepuncte abzugewinnen sey. Da ritt ein Herold vor das Stadthaus und kündigte an, daß der Graf am folgenden Tage den Siegeseinzug in seine Stadt halten werde; weil derselbe aber Strafen zu verhängen habe, so verbitte er sich jeden feierlichen Empfang, befehle, daß jede Hausthür während seines Einzugs geschlossen bleibe und untersage ohne Ausnahme jedem Einwohner der strafwürdigen Stadt, ihm entgegen zu ziehen, weder zu Fuß, noch zu Rosß, noch zu Wagen. So lautete das Geheiß des Grafen Jean von Namur: wornach sich zu richten!

Diese Hiobspost fiel wie ein Donnerschlag in die Versammlung der Väter der Stadt. Alle sahen stumm ringsum, falteten die Hände und beteten: Herr sey uns Sündern gnädig!

Da that ein alter Kaufherr seinen Mund auf und sprach:

„Noch ist Namur nicht verloren. Der Graf ist ein Mann, der Vernunft annimmt, wenn sie ihm auf die rechte Art beigebracht wird. Sind wir nicht Alle von unserm Rechte überzeugt? Er wird es auch werden, wenn wir ihm die Sache ruhig vorstellen. Aber wenn wir nicht mit ihm reden können, so holt uns Alle der Guckuck. Das Volk, das ihn wie eine Meute bissiger Hunde umgibt, wird so lange belien, bis er sie beißen läßt.“

„Ihr meint also, wir müssen dem Befehle trogen und doch in's Lager gehen?“ fragte ein Kesselschmid-Altmeister.

„Dann bringen wir ihn noch mehr auf!“ bemerkte ein Schöffe, nach welchem Andere wieder Anderes bemerkten. Dieser meinte, man solle an den Grafen ein unterthänigstes schriftliches Gesuch richten; Jener, man solle ihm die klugen Herren von der Geistlichkeit entgegen schicken und ihm christliche Milde predigen lassen; ein Dritter schlug wieder einen andern Weg vor, aber keiner schien zum Ziele zu führen. Plötzlich fuhr dem allerjüngsten Mitgliede des wohlweisen Rathes ein Gedanke durch den Kopf, der den Nagel auf den Kopf traf.

„Hört!“ rief er mit der Macht der Ueberzeugung, „wie steht die Sache? Der Graf hat uns streng verboten, ihm weder zu Fuße, noch zu Rosß, noch zu Wagen entgegen zu ziehen; wir aber wollen und müssen mit ihm reden, also —“

„Also? —“ fragten Alle gespannt.

„Also bleibt uns kein anderes Mittel, als auf Stelzen vor ihm zu erscheinen.“

Das Wort war gesprochen, das Räthsel gelöst. „Stelzen, Stelzen!“ erscholl es im Stadthause, auf den Gassen, in den Häusern. Wer eine Hand rühren konnte, machte sich Stelzen. Wer sich nicht vermaß, das Haupt drei, sechs,

oder wohl gar zehn Fuß höher, denn gewöhnlich, einherzutragen, versah sich mit Krücken. Den ganzen Abend, die halbe Nacht hindurch wurde exercirt, so daß am nächsten Morgen um fünf Uhr fünfhundert Bürger von Namur also angethan die Stadt verließen und zum Lager ihres gestrengen Herrn Grafen zogen.

Der Graf Jean ward von der Schaar, welche aus der Stadt wundersamlich anzuschauen nahte, unterrichtet und traute seinen Augen kaum. Die Männer dächten ihm ein Heer von Riesen. Als sie aber näher kamen, lachte der zürnende Graf baß, und als sie sich jetzt im Halbkreise aufgestellt, der Eine höher, als der Andere, da fragte Jean das lebendige Amphitheater, was sie wollten?

Entweder hatte Jean von Namur sehr gut geschlafen, so daß seine gutmüthige Seite heute das Uebergewicht hatte, oder er hatte auf seinen letzten Kriegszügen in Italien gelernt, daß ein kluger Fürst in gewissen Fällen ein Auge zudrücken und Gnade für Recht ergehen lassen soll: kurz und gut, er lachte und die Bürger lachten mit; er erließ einen Generalpardon und stellte die gerechten Beschwerdepuncte ab. Da aber die Hauptunruhestifter denn doch eine gute Lehre haben sollten, so ließ er ihnen nach Maßgabe ihrer Schuld Wallfahrten zu näheren oder entfernteren Orten auferlegen; die unruhigsten Köpfe mußten bis Rom und Palästina wandern, von wo sie erst nach Monaten und Jahren heimkehrten, sehr demüthig, sehr friedfertig, sehr gebessert.

Diese heitere Lösung der verwickelten Sache machte den Bürgern von Namur die Stelzen werth: zum ewigen Gedächtnisse des Stelzenganges ward ein Volksfest angeordnet. Noch immer versammelte sich alljährlich das junge Volk der Alt- und Neustadt: unter Kriegsmusik ziehen sie auf Stelzen auf den St. Albinsplatz, wo ein Kampf mit den Ellbogen entsteht. Unter dem Zurufe der ganzen männlichen und weiblichen Bevölkerung bleibt der Kampf stundenlang unentschieden.

Schließlich sey hier jedoch bemerkt, daß der Ursprung dieses Festes von den Historikern zu einer Streitfrage erhoben worden ist. Manche behaupten, die Stelzfahrt habe erst unter Carl V. Statt gefunden, wogegen jedoch Stellen aus Chroniken beweisen, daß das Fest viel älter sey. Galliot, der eine fünfbandige Geschichte der Stadt Namur geschrieben, geht aber so weit, daß er den Ursprung des Festes in der Römerzeit sucht und beweist, schon die alten Griechen hätten Stelzen gekannt. Andere sehen die Veranlassung in den Ueberschwemmungen der Maas u. s. w. Wir haben uns an die populärste und jedenfalls interessanteste Tradition gehalten; stellen es jedoch dem Ermessen jedes archäologischen und nicht archäologischen Lesers anheim, sich die ihm am glaubwürdigsten scheinende Erklärung der Stelzen von Namur auszuwählen.

Feuilleton.

Das Schloß Claremont, — welches jetzt der Erbkönig Ludwig Philipp (unter dem Namen eines Grafen von Neuilly) mit seiner Familie bewohnt, liegt in der Grafschaft Surrey und 14 (engl.) Meilen von

London. Es ist bekannt seit den Tagen der Königin Anna, als Sir John Vanbrugh da ein kleines Haus sich baute, das später an den Grafen von Clare überging, der die Gebäude sowohl vergrößerte, als auch viele Felber dazu kaufte und endlich ein schloßartiges Gebäude auführte, das er nach seinem Namen „Claremont“ nannte, nachdem er 1715 zum Herzog von Newcastle ernannt worden war. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Besitztum an den bekannten Lord Clive verkauft, der mit einem Aufwande von mehr als 100.000 Pfd. Sterl. ein neues, prachtvolles Wohnhaus da bauen ließ. Bis zum Jahre 1816 wechselte es mehrmals die Besitzer, bis es für die Prinzessin Charlotte angekauft wurde, als diese sich mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg vermählte. Nach den Bestimmungen, die damals getroffen wurden, sollte Claremont auf den Gemahl der Prinzessin übergehen, falls diese stürbe. Dieß geschah bekanntlich bald und so gehört Claremont heute noch Leopold, der jetzt König von Belgien ist, und Ludwig Philipp wohnt also bei seinem Schwiegersohne. — Der Lustgarten, der dazu gehört, umfaßt sechzig Acker, der daran sich schließende Park hat einen Umfang von $3\frac{1}{2}$ (engl.) Meilen und besteht aus etwa 300 Aekern, während die ganze Besitzung wohl 1500 bis 1600 Acker beträgt.

Sehr fatal. — Zwei englische Touristen kamen am 15. März in Pesth an. Diese waren in Palermo, als dort die Revolution ausbrach, und als friedliebende Lords begaben sie sich auf das schnellste von dort nach Mailand. Kaum sind sie dort angekommen, bricht es auch da los. Von dort brachen sie nun schleunigst nach Paris auf. Kaum sind sie eine Woche da, bricht die Revolution aus. Hier packten sie auf, gingen nach München, und kaum von der Kutsche abgestiegen, siehe! da geht es auch los. Sie eilen von dannen nach Wien, haben kaum die Stadt durchschritten, und ihre Nähe wird sogar hier durch eine Volksbewegung gestört. Das Geschick treibt sie endlich nach Pesth, und wie sie ihren Fuß an's Ufer setzen, bricht auch hier die Revolution los. Nur weiter, weiter, meine Herren, bleiben Sie nicht dort stehen, gehen Sie und durchreisen Sie die ganze Welt.

Eine Blutszene. — Bekanntlich wurde am unvergeßlichen 13. März Nachmittags, im Strauchgäßchen der innern Stadt in Wien, von den Pionieren auch auf das Volk geschossen. Hier bis fünf Personen, worunter ein sehr ehrwürdiger alter Herr, der sterbend stets die Worte hervorstammelte: „Ich bin ja unschuldig! Ich bin ja unschuldig!“ blieben theils todt, theils tödtlich getroffen liegen, die Verwundeten und übrigen aber prallten gegen die Freilung zurück, und wurden von einzelnen wüthenden Soldaten bis weit vor ihre Abtheilung verfolgt. Einer insbesondere lief bis zwanzig Schritte von seinem Commando vor, und stach in dieser Entfernung einen riesigen Mann durch den Schenkel. Die tolle That bekam diesem Gemeinen aber sehr schlecht; der riesige Mann wandte sich, seinerseits nun auch wüthend geworden, um, faßte den Soldaten mit beiden Händen am Hals, hob ihn empor, und ließ ihn, in der Luft erwürgt, zu Boden fallen.

Abd-el-Kader. — Die französische Regierung soll Abd-el-Kader das Schloß Pau zur Wohnung angewiesen haben. — Zufolge des afrikanischen Vertrages soll der Emir aber in ein mahomedanisches Land gebracht werden. Die neue Regierung scheint diesem Vertrage eben so wenig nachkommen zu wollen, als Ludwig Philipp; oder sind die Leute um Pau vielleicht dem Glauben des Propheten zugethan?

Das bemalte Stück Holz. — Die „Voss'sche Zeitung“ enthält als Privatmittheilung aus Rom den Bericht, daß während des Abreisens des österreichischen Wappens der preussische Gesandte zum Papst geeilt sey und um Schutz der k. k. Gesandtschaft angesucht habe, jedoch der Etiquette wegen nicht vorgelassen worden sey, weil der heilige Vater eben speise. Als er sich darauf zum Cardinal-Staatssecretär Antonelli begab, erhielt er zur Antwort: man könne sich eines bemalten Stück Holzes wegen mit dem Volke nicht entzweien.

Pollet, — der Menschenfreund, der sich in Wien vor die Kanone stellte, als der erste mörderische Schuß auf das aufgeregte Volk fallen sollte, und dadurch der Retter der Residenz und vielleicht des Kaiserhauses wurde, ist unlängst, außer der Tour, zum Lieutenant befördert worden.

Die Prinzessin Belgiojoso, — die italienische Johanna d'Arc genannt, hat so eben Neapel verlassen, und zieht an der Spitze von zweihundert Cavalieren nach Mailand, um sich den Lombarden anzuschließen.

Trüffelbau. — Ein Mann in der Dordogne hat die Entdeckung gemacht, Trüffeln wie ein anderes Gemüse zu ziehen. Man hat gefunden, daß die Trüffeln in der Nähe und im Schatten einer eigenthümlichen Eichenart vorzugsweise gedeihen. Jener Mann pflanzte deshalb auf seinen Besitzungen eine große Anzahl solcher Eichen und erntete im vorigen Jahre für 100.000 Francs Trüffeln; dieses Jahr soll sich der Ertrag schon aufs Doppelte belaufen.

Papierkorb des Amüsanten.

Kein Mensch im ganzen Schwabenland hat den gefürchteten Franzosen, als sie vor einigen Wochen (freilich nur im Gerücht) Schwabens Grenzen zu überschreiten drohten, ein practischeres Schnippchen geschlagen, als die signaring'sche Oberamtsstadt Haigerloch. Als nämlich dem Gerüchte zufolge der Feind anrückte, eilte Alt und Jung sofort hinaus und riß in einem Umkreis von — wer weiß wie viel — Meilen sämmtliche Wegweiser aus, so, daß der Franzose, der es offenbar ganz besonders auf Haigerloch abgesehen hatte, den Weg dahin schlechterdings nicht hätte auffinden können, wenn er — gekommen wäre. Ein Ur-Schwabenstreich.

Im „Wiener Zuschauer“ wird erzählt, daß in einem Gedichte Körner's, wo die Stelle vorkam: „das Vaterland ist glücklich und frei“, der Censor das „und frei“ wegstrichen und dafür „Tuchheit“ hingesezt habe. Ha, ha, ha!

In Berlin trat neulich ein sehr fein gekleideter Mann zu den Pflasterern, welche die zerstörten Straßen ausbessern, und sagte ihnen, es gäbe so viele wohlhabende Müßiggänger und sie verrichteten so saure Arbeit, das hätten sie nicht nöthig. „Det haben Sie ganz recht,“ sagten die Arbeiter, „kommen Se man gleich rann und arbeeten Sie nu für eenen von uns.“ Und siehe da! der feine Communist mußte zwei Stunden lang unter allgemeinem Gelächter pflastern.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen! In Darmstadt hat ein Spafsvogel die Nachricht verbreitet, Kaiser Nicolaus habe den Fürsten Metternich zum Gouverneur von Sibirien ernannt. Nicht das wenigst Unterhaltende an der Sache ist, daß das „Frankfurter Journal“ diese Ernennung in vollem Ernste meldet.

Gesucht wird: Ein Land, in welchem jezt keinerlei Gährungsstoffe vorhanden. Ein fröhlicher Jesuit. Ein Deutscher, der gerne russischer Unterthan wäre. Ein Schriftsteller, der um Wiedereinführung der Censur bittet.